

Lektionen aus einer gemeinsamen Vergangenheit

Eduardo Hoornaert

Schon immer bekräftigen die Monotheisten, dass alle Macht von Gott stammt. Wie kann diese uralte Aussage mit der modernen laizistischen Idee der Demokratie, der „Macht des Volkes“, zusammenpassen? Was können wir darüber aus der langen Geschichte des Monotheismus und aus dem gemeinsamen Glauben von Juden, Christen und Muslimen lernen? Zur Bearbeitung dieses Themas werde ich zunächst die ursprünglichen Antworten der wichtigsten Figuren des Monotheismus (Abraham, Moses, Jesus und Muhammad) und ihre Rezeption bei Juden, Christen und Muslimen vorstellen. Daraufhin werde ich in groben Zügen beschreiben, wie die drei „Völker Gottes“ den monotheistischen Glauben tatsächlich in ihrer jeweiligen Geschichte gelebt haben. Die Schlussfolgerung, die sich aufdrängen wird, lautet, dass noch viel zu tun bleibt, bis sich die monotheistische Tradition der modernen Idee der Demokratie annähert.

Abram aus Ur in Chaldäa (dem heutigen Irak) hört in Haran, wo er mit seiner Frau und seinem Vieh siedelt, die Stimme JHWHs, die ihn zum Aufbruch auffordert und ihm eine Zusage macht: „Ich werde dich zu einem großen Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein.“ (Gen 12,2). Noch feierlicher klingt es im darauffolgenden Vers: „Durch dich sollen alle Geschlechter der Erde Segen erlangen.“ Dem fremden Gott gehorsam bricht Abram nach Kanaan auf, trennt sich vom Polytheismus seines Vaters, ändert seinen Namen von Abram zu Abraham und lernt Schritt für Schritt das Wesen dieses Gottes kennen, der ihn gerufen hat. Er ist ein Gott aller Menschen. Er überwindet ethnische und soziale Schranken. Beispielhaft sei nur eine Episode aus der großen Erzählung genannt: Als Sarai (später Sarah genannt), seine unfruchtbare Frau, anfängt, Hagar feindlich zu behandeln, jene ägyptische Sklavin, die sie für das Bett ihres Mannes auswählte, um ihm einen Sohn zu gebären, trägt JHWH die Leiden der Sklavin als seine eigenen Leiden. In Kapitel 21 des Buches Genesis tröstet er Hagar in ihrer Extremsituation, als sie verzweifelt ist und bereit, mit ihrem Sohn Ismael in der Wüste von Beerscheba zu verdursten. In einiger Distanz vom kleinen Jungen hat sie sich niedergesetzt, um ihn nicht

sterben sehen zu müssen. JHWH sagt: „Den Sohn der Magd will ich zu einem großen Volk machen“ (Gen 21,13), er zeigt Hagar einen Brunnen (Vers 19) und rettet das Leben von Mutter und Kind. Ismael wird der Stammvater der Edomiter, die sich östlich von den Ländern der Söhne seines Bruders Isaak ansiedeln. Man hätte erwarten können, dass die Geschichte von Ismael in der Bibel eine Fortsetzung gefunden hätte, was aber nicht geschah. Er verschwindet aus der Bibel, um - Jahrhunderte später - im Koran wieder zu erscheinen. Hier begleitet er seinen Vater Abraham auf einer Reise nach Mekka, wo sie beide die Kaaba (das Haus Gottes) errichten (Sure 2,125f.), die allen Menschen ohne Unterschied gewidmet ist (Sure 22,25). Abraham und Ismael zerreißen die alte Gewebestruktur der Welt, die nach „Menschenwillen“, nach Abstammung und Ethnie, gemacht war, und eröffnen eine Welt, die nach „Gotteswillen“ gestaltet ist, durch Bande, die ethnische Grenzen überspannen. Abraham ist damit der erste, der sich dem Einen Wahren Gott unterwirft, oder, um es auf Arabisch zu sagen, der erste „Muslim“. Der zweite große Bote des Monotheismus ist der Hebräer Mose, der im zweiten Kapitel des Buches Exodus auftritt und dann über lange Kapitel hinweg das hebräische Volk anführt bei seiner Flucht aus der Sklaverei in Ägypten. Aber die Geschichte des Mose geht über den Akt des Durchzugs durch die Wüste hinaus. Mose entwickelt Gesetze, die für die ganze Menschheit gelten, die Zehn Gebote, die bis heute in Kraft sind.

Die Geschichte Jesu ist mit der des Mose verknüpft. Im 17. Kapitel des Matthäusevangeliums erscheint er vor den erstaunten Augen der drei Jünger zusammen mit dem großen Gesetzgeber (Verse 1-8). In der Tradition von Abraham und Mose zerbricht Jesus Schranken familiärer, ethnischer, sozialer, kultureller oder sexueller Art. Nur wenige Menschen können sein Handeln begreifen, selbst die eigenen Apostel haben Schwierigkeiten. Einer der wenigen, die begriffen haben, ist Paulus aus Tarsus, der in Jesus den universalen Messias erkennt, einen Juden, der nicht mehr länger einem Volk gehört, sondern der gesamten Menschheit. Zur Frage, ob die „Gojim“, die Völker, zunächst Juden werden müssen, um zu Jesus zu gehören, antwortet Paulus mit einem Nein. Sein Brief an die Römer ist der erste genuin universalistische Text der Literaturgeschichte. Darin wird deutlich, dass es kein erwähltes Volk (hebräisch: *am berit*, Volk des Bundes) auf der einen Seite und eine Welt der Völker (hebräisch: *gojim*, ein abwertender Begriff, der ein unterworfenes und versklavtes Volk bezeichnet) auf der anderen Seite gibt. So verliert die Beschneidung, seit Abraham Zeichen der Zugehörigkeit zum Volk Gottes, ihre Bedeutung. Es ist egal, ob jemand beschnitten oder unbeschnitten ist. Das gleiche gilt auch für die Taufe. „Ich danke Gott, dass ich niemand von euch getauft habe, außer Krispus und Gaius [...] Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu verkünden“ (1 Kor 1,15.17).

Im siebten Jahrhundert nach Christus fügt der Koran Muhammad in die Liste der Boten des Einzigigen und Wahren Gottes ein, als nächsten Boten nach Jesus. Der heilige Text der Muslime nennt den Namen Jesu fünfunddreißig Mal und stellt fest, dass Muhammad zum feierlichen Bund der universalen Propheten gehört,

der Noah, Abraham, Moses, Jesus und Muhammad vereint (Sure 33,7). Muhammads Lehre gleicht der von Jesus. Auch er verbindet die Botschaft von Gott mit der Forderung nach Almosen für die Armen (Sure 19,31). Seine besondere Mission besteht darin, den Gehorsam („Islam“) gegenüber dem Gott Abrahams und Ismaels unter den arabischen Völkern zu verbreiten. Deshalb nennt man ihn „das Siegel der Propheten“ (Sure 33,40), denn er verkündet den Monotheismus bis an die Grenzen der Erde. Die Kaaba von Mekka bleibt offen, um alle Pilger der ganzen Welt aufzunehmen, und zeigt damit ganz deutlich, dass die islamische Revolution keine kultische Revolution ist, sondern eine Revolution des Verhaltens. Noch einmal: Im Koran ist die Anordnung der Anbetung Gottes verbunden mit der Anordnung, sich um die Bedürftigen zu kümmern und keine Reichtümer zum eigenen Wohl anzuhäufen (Suren 93,9-11; 104,1-3; 92,5-11; 69,33-35). Zur Flucht von Mekka nach Medina gezwungen (im Jahr 622), gründet Muhammad eine erste *Umma* (Gemeinde) aus Beduinen, Händlern, verschiedenen Polytheisten und Juden. Die einzige Anforderung an sie besteht darin, sich dem Einzigen Gott Allah zu unterwerfen. Die Juden beispielsweise müssen sich nicht von ihren traditionellen Kulturen trennen, sie dürfen allerdings keinen Proselytismus betreiben. In Medina beschränkt sich Muhammad darauf, Streitigkeiten zu beenden und Frieden zwischen Juden, Christen und Sabiern (aus Saba, Arabien), also all denen, „die an Gott und den Jüngsten Tag glauben und Gutes tun“ (Sure 2,62), herzustellen.

Das ist die fundamentale Botschaft, sei sie der Bibel oder dem Koran entnommen. Die zwei häufigsten Wörter in der Bibel lauten „Herr“ (griechisch: *kyrios*) und „alle“ (griechisch: *pas*). Letzterer Begriff erscheint ungefähr siebentausend Mal in der Bibel - in unterschiedlichen Ableitungen. Gott ist der Herr aller.

II

Die universalistische Botschaft der vier Hauptpersonen des Monotheismus steht in einem lebhaften Widerspruch zu den mentalen Strukturen der Menschheit, die es gewohnt ist, in Konzepten von Familie, Verwandtschaft, Stamm, Ethnie, Volk und Reich zu denken. Die neue Botschaft wird nicht leichthin übernommen, sondern es kommt im Gegenteil zu einem langen Prozess mit Anpassungen und Ablehnungen, einer Begegnung mit und einem Sichentfernen von der ursprünglichen Botschaft und ihren unterschiedlichen Entfaltungen. Am Ende hat die zentrale Inspiration einen großen Teil ihrer ursprünglichen Kraft verloren. Der Gott der Liebe von Abraham, Moses, Jesus und Muhammad musste Platz einräumen für den eifersüchtigen Gott der Juden, der Christen und der Muslime. Tatsächlich wurde der Monotheismus zu einem Synonym für Exklusivismus.

Wie ich oben schon sagte, hat die biblische Erzählung ab dem 21. Kapitel des Buches Genesis Ismael zugunsten Isaaks, des Vaters Israels, aus den Augen verloren. Abraham wird so zum Vater eines erwählten Volkes, das Verunreinigung durch Völker mit unreinen Lippen fürchtet. Im Koran betet Abraham: „Mein

Herr, mache dieses Gebiet sicher, und lass mich und meine Söhne es meiden, den Götzen zu dienen.“ (Sure 14,35). In ähnlicher Weise prägt die exklusivistische Verengung auch das Bild des Mose. Die Tora wiederholt das Schlagwort von einem eifersüchtigen Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet und seinen Fluch gegen götzendienerische Völker ausspeit. Die Tora errichtet eine immer höher werdende Mauer der Reinheit und der Abtrennung rund um Israel. Jesus verfolgt das gleiche Ziel. Seine Botschaft wird nur um den Preis einer drastischen Verringerung ihrer eigentlichen universalen Dimension von den Christen übernommen. Die Christen der ersten Generationen, die zum größten Teil der Welt der Völker entstammen, fürchten so sehr diejenigen Christen, die aus der jüdischen Tradition kommen, dass sie letztlich beginnen, die Anwesenheit der Judenchristen in der Bewegung zu erschweren. Die zur Wahl stehenden Alternativen lauten: entweder jüdisch bleiben und Jesus ablehnen oder Christ sein und das Judentum ablehnen. Diese Entwicklung fördert eine Theologie, die auf exklusivistischen Prämissen aufgebaut ist. Mit Muhammad geschieht Ähnliches. Die in der ursprünglichen *Umma* von Medina integrierten Juden begreifen nicht die universale Dimension in der Haltung Muhammads. „Und wenn zu ihnen gesagt wird: ‚Glaubt an das, was Gott herabgesandt hat‘, sagen sie: ‚Wir glauben an das, was auf uns herabgesandt wurde.‘ Sie verleugnen aber, was nachher kam, obwohl das die Wahrheit ist, die das bestätigt, was bei ihnen ist.“ (Sure 2,91) Die ersten hundert Verse der zweiten Sure des Korans bilden eine lange Reflexion über die Unvereinbarkeit von jüdischer Ideologie und islamischer Botschaft. Muhammad beginnt zu lernen, dass es „ungläubige“ Monotheisten gibt. Angesichts seiner Erfahrung der Arroganz von Juden reagiert er mit der Zulassung von Gewalt: „Erlaubnis (zum Kampf) ist denen gegeben, die bekämpft werden, weil ihnen ja Unrecht getan wurde - und Gott hat gewiss die Macht, sie zu unterstützen - (ihnen), die zu Unrecht aus ihren Wohnstätten vertrieben wurden, nur weil sie sagen: Unser Herr ist Gott.“ (Sure 22,39f.) Er übernimmt das militärische Kommando gegen die abweichlerische Gruppe, siegt im Kampf und wird so zum Herrn über Medina (zwischen 624 und 628). Zum Zeitpunkt seines Todes, im Jahr 632, ist Muhammad Herrscher über ganz Arabien.

III

Als Konsequenz dieses komplexen Zusammenspiels schwankt die Geschichte der Monotheisten zwischen den Polen des Universalismus und des Exklusivismus. Augenblicke der Offenheit sind selten, wie zum Beispiel bei der Einnahme Jerusalems durch die Muslime (um 630), als lateinische christliche Pilger, die durch die Stadt zogen, nicht behelligt wurden. Selbst nach den Kreuzzügen bricht der Fluss christlicher Pilger in die „Heilige Stadt“ nicht ab, die in der Hand der Muslime ist. Auf die Liste positiver Erfahrungen kann auch das Jahrhunderte währende friedliche Zusammenleben zwischen Christen und Muslimen in Spanien und Sizilien geschrieben werden. Es finden sich interessante Ansätze, die sich - obwohl sie

wenig Resonanz in der Geschichte fanden - lohnen, hier kurz vorgestellt zu werden. Das Motiv des Noach und seines Bundes mit Gott (Gen 8,21-9,17), ein universalistisches Thema in den monotheistischen Erzählungen, taucht manchmal auf. Der geduldige und gütige Gott des Noach, der den Regenbogen über die ganze Menschheit ausspannt, erscheint in rabbinischer Literatur des Mittelalters wie auch in den Texten des Korans (Sure 42,13), worin sich schon das interreligiöse Denken unserer Tage ankündigt. Ein anderer Ansatz in gleicher Absicht stammt auch aus dem Mittelalter und zwar vom Wiener Konzil (1311-1312), als die Bischöfe sich entschlossen, Zentren für arabische Studien an den Universitäten von Paris, Oxford, Bologna und Salamanca einzurichten. Dort schaffte man es, den Koran ins Lateinische zu übersetzen wie auch weitere Texte muslimischer Gelehrter. So wichtig diese Initiative einzuschätzen ist, praktisch hinterließ sie keine Spuren - weder in der christlichen noch in der islamischen Welt, weder in Bagdad noch in Kairo fand sie Resonanz.

Die hier genannten sporadischen Ansätze sind Ausnahmen. Im Allgemeinen gelingt es den monotheistischen Religionen nicht, sich in zufriedenstellender Weise mit anderen Völkern und Kulturen zu verbinden. Die Juden, die während fast ihrer gesamten langen Geschichte inmitten fremder politischer Systeme leben (das unabhängige Reich Israels dauerte nur kurze Zeit), haben zwischen 135 (Zerstörung Jerusalems) und 1945 (Ende des Zweiten Weltkriegs) keinerlei Land, wo sie sich festmachen können. In der Diaspora legen sie größten Wert auf die Stärkung der inneren Bindungen im Bereich der Familie, der Verwandtschaft, der Nachbarschaft, des Handels und des gegenseitigen Vertrauens - alles innerhalb des Paradigmas der Exklusivität. Im Gegensatz zu ihrer Situation haben die Christen Gelegenheit zu breitester Expansion ausgehend vom Reich des Kaisers Justinian, der 529 den letzten römischen Tempel (in Assuan/Nubien) und die letzte Bastion griechischer Intellektualität, die philosophische Akademie des Plato in Athen (nach einem Jahrtausend ihres Bestehens), schließen lässt. Mit staatlichem Schutz dehnen christliche Mönche die Grenzen des Reiches aus, sie erklettern die Mauer des Adrian in England, segeln über das Meer nach Irland, überqueren den Rhein und die Donau. Im Osten begleiten sie Händler auf der Seidenroute und erreichen Indien und China. Im 16. Jahrhundert, mit der „Entdeckung“ der Neuen Welt, überqueren Missionare den Atlantik, um Völker zu bekehren und um - im selben Atemzug - das Kreuz Christi und die koloniale Herrschaft zu errichten. Die ideologische Grundlage dieser beeindruckenden christlichen Eroberungen ist unverändert der exklusivistische Monotheismus. Ein Gott, ein Papst, ein Reich, eine Kirche, ein

Der Autor

Eduardo Hoornaert wurde 1930 in Belgien geboren und lebt seit 1958 in Brasilien. Dreißig Jahre lang war er an unterschiedlichen katholisch-theologischen Einrichtungen Professor für die Geschichte des Christentums. 1973 gründete er zusammen mit Enrique Dussel die Kommission zur Erforschung der lateinamerikanischen Kirchengeschichte (CEHILA). Er veröffentlichte mehrere Bücher über die Geschichte des Christentums in Brasilien und in Lateinamerika. Zurzeit forscht er über die Anfänge des Christentums. Anschrift: Estr. do Coco km. 5,5, Cond. Enc. das Águas B 06, 42700-000 Lauro de Freitas/BA, Brasilien.

Vater. Cyprian, ein afrikanischer Bischof des dritten Jahrhunderts, erklärt: „Niemand kann Gott zum Vater haben, ohne die Kirche zur Mutter zu haben.“ Diese Aussage und andere harte Texte überziehen die Geschichte und wiederholen sich in Konzilien, Predigten und Katechismen. „Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil.“ Man macht keinerlei Unterschied zwischen der Kirche (als besonderer Institution) und dem Reich Gottes (dem universalen Traum). Die westliche Theologie konzentriert sich seit dem 11. Jahrhundert auf die Legitimation päpstlicher Macht. Die Kanonisten schaffen das Kunststück, den Abschnitt 22,36–38 aus dem Lukasevangelium zum theoretischen Grundbaustein der seltsamen Theorie von den „Zwei Schwertern“ umzuformen. Drei Jahrhunderte später schreiten sie noch weiter voran und bekräftigen, dass der Papst nicht nur der Herr über die Welt ist, sondern auch noch die Schlüssel zum Himmel bewahrt. Anfang des 14. Jahrhunderts behauptet Papst Innozenz III. in dem berühmten Dokument *Unam Sanctam*, dass nur er die Türen des Himmels öffnet und schließt. Alle menschliche Kreatur hat also die Schranke des Papstes in Rom zu passieren. Das berühmteste Opfer des päpstlichen Schwertes ist Kaiser Heinrich IV., der sich in Canossa (1077) zu Füßen von Papst Gregor VII. aus Angst niederwirft, sonst in das Feuer der Hölle zu fallen. Der brillianteste theologische Kopf des Mittelalters, Thomas von Aquin (1225–1274), zitiert seinerseits aus einem Gleichnis des Lukasevangeliums: „Geh schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und hol die Armen und die Krüppel, die Blinden und die Lahmen herbei.“ (Lk 14,21) Er will damit demonstrieren, dass alle Menschen ins Haus des christlichen Gottes gedrängt und gestoßen werden müssen, seien sie Heiden oder Schismatiker, Juden oder Muslime. Deshalb kommt Thomas auch zu dem Schluss, die „pestkranken Ketzer“ für die gefährlichsten Personen auf der Welt zu halten, da sie Menschen davon abhalten, in den Schoß Christi einzukehren: „Auf Seiten jener liegt eine Sünde vor, durch die sie verdient haben, nicht nur von der Kirche durch den Bann ausgeschieden, sondern durch den Tod von der Welt ausgeschlossen zu werden.“ (*Summa theologica* IIa IIae, XI, a. 3).

Obwohl die Muslime seit den Anfängen ihrer Religion eine Position der politischen Selbständigkeit erreicht haben (im Gegensatz zu Juden und Christen), folgen sie auf ihrem historischen Weg denselben Prämissen wie ihre monotheistischen Partner. Wie oben schon gezeigt, sieht sich Muhammad seit Beginn der *Umma* von Medina genötigt, eine Position gegenüber den Abweichlern einzunehmen (Sure 22,39f., s.o.), die ihm unbegrenzte Machtfülle einräumt. Binnen kurzer Zeit wird er über seine Rolle als Prophet hinaus zum Gesetzgeber und zum Chef der Regierung wie des Militärs. Der Begriff *Dschihad* (heiliger Krieg) drückt die Berechtigung zum Gebrauch defensiver Gewalt aus. Aber vielleicht erlaubt Allah auch den offensiven Krieg? Der Koran bejaht dies: „Tötet die Polytheisten, wo immer ihr sie findet, greift sie, belagert sie und lauert ihnen auf jedem Weg auf.“ (Sure 9,5). Dieser Vers ist so radikal, dass er bald schon im Koran selbst abgeschwächt wird. Dort erklären andere Verse, dass es nicht erlaubt ist, gegen die Ungläubigen Feindseligkeiten zu beginnen, solange sie nicht in formaler Weise zum religiösen Gehorsam gerufen wurden: „Und Wir peinigen nicht, ehe

Wir einen Gesandten haben erstehen lassen.“ (Sure 17,15) Aber, was die islamische Theorie des Krieges weiter verkompliziert, ist die Tatsache, dass Muhammad selbst bei seinen Angriffen nicht immer Sorge dafür trug, diejenigen durch Gesandte zu benachrichtigen, die er überfiel. So war nach Muhammads Tod die Theorie des Krieges letztlich den Kalifen überlassen (den Chefs; synonym: „Imam“), und die Heftigkeit der islamischen Eroberung fand erst dann eine wirksame Einschränkung, als die *Ummas* zu formellen Staaten wurden, die sich in der Pflicht sahen, Regeln des internationalen Rechts beachten zu müssen, die keinen eigens islamischen Charakter besitzen. Dennoch wissen wir, dass weder Juden noch Christen, die unter islamische Herrschaft gerieten, gezwungen wurden, formal zum Islam zu konvertieren, weil sie ja schon demselben Einzigen Gott „unterworfen“ waren. Es war ihnen lediglich der Versuch verboten, Muslime zu bekehren, neue Kultgebäude zu errichten oder ihre Riten öffentlich auszuüben. Weitere Einschränkungen gab es für sie nicht.

Um keine eigentlich politischen Fragen zu erörtern (gemäß dem Beispiel Jesu hat Muhammad keinen Nachfolger benannt), ließ der Koran eine Tür offen für einen erregten Kampf um die Macht nach Muhammads Tod. Die drei ersten Kalifen (oder Imame) erprobten etliche Strategien, um ihre Macht über ein Reich zu stärken, das nicht aufhörte, zu wachsen. Aber bald schon erschien eine Gruppe, der es gelang - mit Bezug auf zwei enigmatische Passagen des Korans und der Vermutung, dass Muhammad auf dem Sterbebett seinen Willen geäußert habe, einen Nachfolger zu benennen - seinen Neffen Ali als vierten Kalifen (656-661) an die Macht zu bringen, dessen Vater den Propheten erzogen hatte. Ali, dreißig Jahre jünger als Muhammad, war mit Fâtima, der Tochter des Propheten verheiratet. Die Gruppe, die für Ali war, nannte sich „Shiat Ali“ (Partei des Ali, „Schiiten“). Mit der Wahl des Ali begann ein dauerhafter politischer Konflikt mitten im Schoß des Islam. Die Sunniten (die Parteigänger der „Sunna“, der Tradition) meinten, dass der Islam durch die „gewohnten Regeln“ zu leiten sei, während die Schiiten erstere als „weltliche“ bezeichneten und auf eine religiöse Vorstellung zurückgriffen, um den Kalifen zu bestimmen. So gilt der schiitische Kalif als ein Gesandter Gottes, um Gottes Volk zu lehren, wie es gemäß der Aussagen des Propheten leben soll. Nur er begreift den Koran in der Tiefe, und zwar deshalb, weil das von Gott stammende Wissen schon Ali und seinen Nachkommen mitgeteilt wurde. Für die Schiiten bildet die *Umma* eine Kirche und der Imam ist als ihr geistlicher Leiter ohne Tadel und unfehlbar. Die schiitische Theologie des Kalifats, die im 10. Jahrhundert ausgearbeitet wurde, hat viele Gemeinsamkeiten mit der Theologie des Papsttums, das sich während des 11. und 12. Jahrhunderts im Westen herausgebildet hat.

IV

Der summarische Rückblick auf die Geschichte des Monotheismus, den wir hier abschließen, weist einen deutlich sichtbaren Mangel an Verbindungskraft unter

den drei Familien des Einzigen und Wahren Gottes auf, ebenso wie an Verbindungskraft zwischen diesen Familien und den außenstehenden Völkern. Juden und Christen gelingt das Zusammenleben nur schlecht, und die Christen tun sich schwer, Muslime in der unmittelbaren Nachbarschaft zu sehen. So kommen wir zu einem unbequemen Fazit: Die monotheistische Vorstellung führt zum Fanatismus. Seit Jahrhunderten ist sie in den Köpfen der Menschen verwurzelt und der „realexistierende“ Monotheismus ist ein Hindernis für die Demokratie.

Widerwillig haben die Katholiken ihre erste Lektion in Demokratie im Zuge der Reformation des 16. Jahrhunderts gelernt. Sie mussten Länder und Macht an die Protestanten abgeben, was zu Streitigkeiten und Leid geführt hat, die bis heute nicht überwunden sind. Eine zweite Lektion kam mit der Aufklärung im 18. Jahrhundert, die - vor allem durch das Beharren auf der Idee der Toleranz - erreichte, dass zumindest in Frankreich und Deutschland kein Mensch mehr lebendig verbrannt wurde, weil er Meinungen vertreten hat, die gegen die religiösen Autoritäten gerichtet waren, so wie es mit Giordano Bruno noch 1600 geschah.

Ein weiterer Sieg der Demokratie war die Französische Revolution von 1789, die ein Staatswesen hervorbrachte, das sich in großer Geschwindigkeit weit über Frankreich hinaus verbreitete. Im 19. Jahrhundert wuchs die Zahl der demokratischen Experimente, aber sie haben breite Teile der Bevölkerung nicht erreicht. Gegenwärtig lässt sich ein Rückgang der demokratischen Idee feststellen, was - neben anderen Ursachen - auch in den sich verhärtenden Konflikten zwischen Christen und Muslimen begründet ist. Dies zeigt, dass der Weg zur Demokratie noch lange nicht vollständig gepflastert ist. Im Schoß des Islamismus ist die Situation besonders kritisch. In vielen muslimischen Ländern lehren die staatlichen Schulen eine Vorstellung von einem bürgerlichen Leben, die Demokratie impliziert, während in Moscheen und an islamischen Hochschulen weiterhin der Islam gelehrt wird. Das Fehlen einer eindeutigen Option für einen laizistischen Staat und für die Demokratie schafft ein Klima der Unentschiedenheit, das immer in der Gefahr ist, Bewegungen der Rückkehr zum Gefühl der Sicherheit und der traditionellen Methode der *Umma* (islamische Gemeinschaft) ausbrechen zu lassen.

Andererseits erlauben unsere Gesellschaften nicht mehr länger die traditionellen Haltungen der Intoleranz. Die Zeiten radikaler Alternativen (Bekehrung - Sklaverei oder Tod) sind vorbei. Die „Gojim“ (Völker) von gestern leben zusammen mit den Juden von heute, die „pagani“ (Heiden) von gestern mit den Christen von heute und die „Kafirun“ (Ungläubigen) von gestern mit den Muslimen von heute. Die „zwei Städte“ des Augustinus gibt es heute nicht mehr und niemand fürchtet noch die Schneiden der „zwei Schwerter“ mittelalterlicher Päpste. Selbst der *Dschihad* des Muhammad (ebenso wie die Kreuzzüge) können die Probleme unserer Zeit nicht lösen. Die Monotheisten, ob sie wollen oder nicht, stehen täglich vor neuen Herausforderungen des Zusammenlebens. Der „Prozess der Zivilisation“ (Norbert Elias) des Monotheismus impliziert einen langsamen, tagtäglichen und andauernden Veränderungsprozess. Die demokratische Idee

könnte sich als wirksam erweisen, wenn das Wort „Demokratie“ als echtes „Wort von Gott“ verstanden würde, als Ausdruck des „Willens Gottes“. Der Realisierung der Idee der Demokratie wäre geholfen, wenn es gelingen würde, den Reichtum und die mannigfaltige Vorstellungswelt der Religionen (Engel und Dämonen, Gut und Böse, Verdienst und Sünde, Reich und Apokalypse, Heilige und Sünder, Tod und Auferstehung, Himmel und Hölle, Inkarnation und Himmelfahrt) so zu übertragen, dass sie zu einem demokratischen Verhalten motivieren. Diese Herausforderung muss ernst genommen werden, denn die Bilder und Konzepte der Bibel und/oder des Korans sind so sehr in den Köpfen und Herzen der Menschen verankert, dass ohne sie zu berücksichtigen die moderne Idee der Demokratie kaum eine Chance haben wird, ihren Weg erfolgreich fortzusetzen.

¹ Anmerkung des Übersetzers: Alle Zitate aus dem Koran sind folgender Quelle entnommen: *Der Koran*. Übersetzung von Adel Theodor Khoury, unter Mitwirkung von Muhammad Salim Abdullah, Gütersloh ⁴2007.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Dr. Arnd Bünker

Laós und Koinonía aus orthodoxer Sicht

Jean-François Colosimo

Das Volk, Hüter des Glaubens

„Weiterhin konnten bei uns Neuerungen weder von den Patriarchen noch von den Konzilien eingeführt werden, da bei uns der Wächter der Religion im gesamten Leib der Kirche besteht, d. h. im Volke selbst, das will, dass sein religiöses Dogma auf ewig unverändert demjenigen der Väter entsprechend sei.“¹

Indem sie dergestalt auf die Aufforderung reagierten, die Papst Pius IX. an die Orthodoxen gerichtet hatte, sich dem römischen Stuhl anzuschließen, der ihm zufolge die Quelle aller Wahrheit sei, haben die orthodoxen Patriarchen - nicht ohne prophetisches Gespür - das Mysterium des Kircheseins selbst ins Zentrum ihrer *Enzyklika von 1848* gestellt. Weder aus dem Orient noch aus dem Okzident, weder antimodernistisch oder modern, noch antidemokratisch oder demokra-